

Die Tauben.



Wenn Schönheit und Mannigfaltigkeit der Gestalt und des Gefieders, wenn Anmuth und sanfte Sitten, wenn große Ausbreitung und Nutzbarkeit irgend einer Vogelgattung Ansprüche auf eine liebevolle Aufnahme in unsern Häusern gab, so haben wohl vorzüglich die Tauben das Recht, eine solche zu erwarten. — Ein hornartiger, gerader, an der Spitze abwärts gekrümmter Schnabel, längliche Nasenlöcher, die mit einer weichen, aufgetriebenen Haut umgeben sind, und eine ganze ungespaltene Zunge ist das allgemeine Kennzeichen, das allen Tauben eigen. Die ganze Gattung besteht aus 72 Arten, zahllose Spielarten ungerchnet. Wir haben die bedeutendsten auf unserem Bilde gruppiert. Mit ihrem Schnabel, den sie zunächst als Löffel benützen, bauen sie ihr Nest, äzen ihre Zungen, putzen sich, reinigen sich von Insecten und wehren sich gegen Feinde. Der runde Kopf ist bald glatt, bald mit einer Schneppe, bald mit einem Schleier oder einer Perücke geschmückt. Die Augen sind platt und mit einem dünnen Häutchen versehen. Hals und Brust haben gewöhnlich kostbare Farbenspielungen. Die Täuber haben kürzere Hälse und längere Füße als die Tauben. Der Schwanz besteht aus 12 Rudersedern und ihre Flügel sind ziemlich lang, die Füße bald nackt, bald rauh, gewöhnlich roth und immer ziemlich kurz. Die Tauben, welche in voller Freiheit leben, bauen ihr Nest aus Reisern und Federn, ohne etwas weiter hineinzulegen. Sorgfältig wird zuvor der Staub abgeschüttelt und versucht, ob die Reiser elastisch genug sind. Nur einmal benutzen sie das Nest. Meist gegen Morgen legt die Taube zuerst ein stumpfrundes Ei, das einen Täuber, und nach drei Tagen ein spitzigeres, das eine Taube enthält. Blind, mit unförmigen Köpfen und ungeheuren Gedärmen kommen die Jungen am 18. Tag aus dem Ei. Am ersten Tag müssen sie hungern, am zweiten blasen die Alten ihnen den Kropf auf und schütten ihnen den Milchsaft hinein. Am neunten Tage beginnen sie zu sehen. Mit fünf Wochen sind sie ausgewachsen und leben 10—12 Jahre. Die Tauben sind sanfte und gesellige Thiere. Sie leben so gerne in größerer Anzahl zusammen, daß wenige Paare ein großes Taubenhäus aus Langeweile verlassen. Nur während der Brütezeit sind sie böse und schlagen dann mit den Flügeln heftig um sich. — Immer schwebt der zahme Taube der Raubvogel vor den Augen, weshalb sie sich nicht gerne auf einen Baum setzt oder aus einer Pfütze trinkt. Mächtiglicherweile stellen sie sogar Wachen aus. Ihre Reinlichkeit ist außerordentlich groß, sie putzen und baden sich beständig und halten ihr Nest sehr sauber. Die liebste Nahrung der Tauben ist Weizen, Hirse, Erbsen und Wicken. Was nach Salz und Salpeter schmeckt, ist ihnen sehr angenehm, weshalb sie oft an alten Wänden picken. Reines Wasser ist ihr Trank, als Arznei Mistjauche. Der Stall der Tauben muß etwas dunkel, warm und vor Taubenfeinden gesichert sein. Freie Aussicht gegen Morgen, Ruhe und Stille ist ihnen besonders lieb. Die wehrlosen Tauben haben außerordentlich viele Feinde: den Marder, der ihnen das Blut ausaugt; die Kage, die sie auffrisst; Wiesel, Ratten, Mäuse, Schlangen, die die Eier ausrauben. Raubvögel holen sie sich aus der Luft; Wanzen und Flöhe plagen sie trotz ihrer Reinlichkeit. Die Taubenliebhaberei ist eine alte Sache. Schon Plinius eifert dagegen. Zu Pompejus Zeiten zahlte man 30 fl. für ein Paar. Will der Taubenfreund von einem besonders schönen Paare viele Jungen bekommen, so darf er nur der Täubin ihre Eier gleich nach dem Legen nehmen und sie einer schlech-

teren zum Brüten geben. — Die Nützlichkeit der Tauben besteht in ihrem Fleische, ihren Federn und ihrem Mist. Das Fleisch der Tauben ist zart und saftig und gibt eine delicate Brühe. Die wilde Taube ist sehr pikant. Der hitzige Mist der Tauben gewährt einen trefflichen Dünger.

Allah Kerim!

Ein Reiseabenteuer von Waldemar Thisted.

Ich reiste in Italien und war nach Livorno gekommen. Im Süden beginnt das Leben erst sich nach Sonnenuntergang recht zu entwickeln. Die Luft ist kühl und erfrischend, und doch zu gleicher Zeit so mild und sanft, daß die Lichter auf offener Straße brennen können. Aller Genuß wird auf die Abendstunden verschoben, soweit nicht der Müßiggang für Viele ein ununterbrochener Lebensgenuß ist. Wenn die ersten Lichter angezündet werden, flammen wie auf ein gegebenes Zeichen tausend andere Feuer empor und jedes von diesen bezeichnet eine Gruppe, wo das Leben seine Forderungen auf Genuß geltend macht. In allen Straßenecken sind Restaurationen; das Essen wird vor aller Augen auf der Straße zubereitet. Alle Arten von Erfrischungen werden umhergeboten: in Italien erfrischt man sich für einige Pfennige köstlich. Die Kohlenpfannen glühen, die Kastanien verbreiten ihren angenehmen Duft und rivalisiren mit den Orangen und Limonen, welche zu Duzenden unter dem Messer bei Zubereitung von Eis und Limonade sprudeln.

Livorno ist eine große und lebendige Stadt; aber sie gefiel mir nicht; vielleicht war das schlechte Wetter daran schuld. Alles sah mir schmutzig aus. Ich hatte mich nur einen Tag aufgehalten und hegte eine starke Ahnung, daß dieser erste Tag auch der letzte sein würde. Dennoch machte ich nach meiner Gewohnheit einen Abendspaziergang. Vielleicht nahm sich die Stadt im Negligé anders aus. Es war ziemlich spät; das Wetter war häßlich, und ich wunderte mich nicht darüber, wenige Menschen auf den Straßen zu finden. Die Kaffeehäuser dagegen waren voll, vielleicht zu voll; ich konnte mich deshalb nicht bequemen, die freie Luft mit diesen dumpfen, zum Theil stinkenden Gasfüllen zu vertauschen. Ich bog von der breiten Hauptstraße ab und vertiefte mich, ohne zu wissen, wo ich war oder wohin ich kam, in eines der engen, abseits gelegenen Quartiere. Lange war ich, tief eingehüllt in meinen Mantel und meine — Verachtung der Stadt, fortgegangen, als meine Aufmerksamkeit durch eine Gestalt geweckt wurde, die mit wankendem Gang aus einer Seitenstraße heraustratete und wie ich denselben Weg wie ich einschlug. Ich sage eine Gestalt, weil ich nicht zu entscheiden vermochte, ob die Person einem Manne oder einer Frau angehörte. Bald war ich der Gestalt so nahe gekommen, daß ich meine Beobachtungen erweitern und meine Neugierde zufriedenstellen konnte. Die Gestalt trug weite Kleider und eine Kopfbedeckung, die einer großen Nachtmütze glich. Der schleppende Gang wurde mit ziemlich großen Schritten bewerkstelligt, welche bisweilen den Körper aus dem Gleichgewicht brachten. — Was war das, was dort fiel?

Die Person vor mir hatte etwas verloren; der schwache Schein eines schläfrigen Lichtes zeigte mir den Gegenstand; ich beugte mich und hob ihn auf. Es war ein kleiner, flacher, weißer Pfeifenkopf von gebranntem Thon. In einem Nu tauchten eine Menge Vorstellungen in meiner Seele auf und sammelten sich zu einem Bilde.

War es ein Orientale, ein Türke, Armenier oder Jude? Ich war nahe daran, die Gestalt einzuholen, als sie wieder etwas fallen ließ; diesmal gab der Gegenstand einen dumpfen, matten Klang von sich. Ich fühlte etwas Weiches unter meinen Füßen. Es war ein breiter genähter Gürtel, eine Art Geldkage. Mit raschen Schritten hatte ich den Besitzer der verlorenen Gegenstände eingeholt. Der alte Mann, — denn als solchen erkannte ich ihn jetzt — murmelte etwas in den Bart, indem er mit einem langen Pfeifenrohr den Weg zu sondiren schien. „Sie haben etwas verloren,“ sagte ich auf gut italienisch, „ich war so glücklich, es zu finden.“ Der Fremde blieb plötzlich stehen und faßte mich bei den Kleidern, wahrscheinlich um die Balance zu gewinnen. Mit der Rechten ergriff er zuerst den Pfeifenkopf, aber kaum war er aus meiner Hand, als er ihm wieder entglitt und auf dem Boden zerschellte. Den Gürtel dagegen hielt er fest und schien sich einige Zeit an seinem Anblick zu ergötzen. Dann sagte er etwas in einer unverständlichen Sprache, aus der dann und wann ein italienisches oder französisches Wort herausklang. Endlich bedeutete er mir, daß ich den Gürtel zurücknehmen sollte. Nach langem Hin- und Herreden machte ich der Sache ein Ende, indem ich ihm den Gürtel um den Leib band. Als er sich in unverständlichen Worten erschöpft, nahm er mich ohne Weiteres unter dem Arme und zog mich mit sich. Ich ließ es geschehen. Der Muselman wußte gut Bescheid in der Stadt; er bog bald darauf in die Hauptstraße ein. Eine Wohnung mußte er doch haben; meine Pflicht gebot mir, ihm bis zu seiner Hausthüre zu folgen. Endlich bog er nach dem Hasen ab. Auf meinen Arm gestützt, toffelste er in seinen leichten, bequemen Babuschen recht artig vorwärts. Der Orientale weiß nie, wo ihn der Schuh drückt! Wir wanderten den Molo entlang; unser Ziel konnte nicht mehr ferne sein. „Eja, barka!“ ruft er plötzlich. Nun verstehen wir einander. Er gehörte ohne Zweifel zu einem Schiff. Ich war lange unentschlossen, was jetzt beginnen. Endlich aber dachte ich doch, daß es nicht uninteressant, das Abenteuer noch einen Augenblick weiter zu verfolgen. Ohne große Schwierigkeit stiegen wir in ein Boot, das mein Freund mit instinktmäßiger Sicherheit ausgewählt. Raun hätten wir abgestoßen, als er die Ruder in gleichmäßige Bewegung setzte. So glitten wir durch die dunkle Nacht zwischen den Schiffen hin, von Fahrzeug zu Fahrzeug, durch den schwachen Schein der Laternen geleitet. „Ge da, Kamerad, da kommt uns ein Boot entgegen!“ — „Guardatevi!“ hieß es von der andern Barke. Im gleichen Augenblick fuhr sie an uns vorbei und streifte unsere Seite, daß ein Ruder verloren ging. Mein Freund mit dem Turban murmelte etwas zwischen den Zähnen und ruderte unverdrossen mit dem einen Ruder fort. Meine Stellung war nicht beneidenswert. Im fremden Lande, bei Nacht, mit einem mir gänzlich unbekanntem Manne zusammen, der mich Gott weiß wohin führte. Vielleicht war er ein Sklavenhändler. Ich sah mich bereits auf den Märkten von Constantinopel, Damascus und Cairo umhergeschleppt. Wir hielten plötzlich an. Eine Pfeife erscholl vom Verdecke eines großen Schiffes. Man hörte Tritte und bald wurde eine recht bequeme Strickleiter herabgelassen. Mein Begleiter erhob sich im Boote und wandte sich an mich, indem er unter artiger Verbeugung die Arme kreuzte. Nach einigen Umständen, wer zuerst hinaufsteigen sollte, zeigte er sich willig dazu; er küßte seine Hand mit minder gravitätischer Verbeugung und kletterte mit großer Fertigkeit hinan. Ich folgte ihm; er nahm

mich wieder unter dem Arme und wanderte mit mir nach hinten. Voraus ging ein Schwarzer mit einer Hängelampe, deren schwache Flamme hin- und herschwankte. Wir wurden durch ein kleines Vorgemach in die Kajüte geführt. Hier verließ mich mein Begleiter mit einem neuen Compliment und einem neuen Strom unverständlicher Worte, indem er auf den niederen Divan zeigte, der mit schwellenden Purpurkissen belegt, an der Wand der Kajüte hinlief, dann aber verschwand er durch eine Seitenthüre und überließ mich der ungestörten Unterhaltung mit mir selbst. Ich hatte noch nie so gebiegene Pracht gesehen. Die blanken Wände waren wie Mosaik mit Cedernholz eingelegt und mit kostbarer Seide behangen. Auf dem Boden lagen mehrere reiche Teppiche, von denen der oberste mir wie ein ostindischer Shawl erschien; an den Wänden lud der sammtbekleidete Divan zum üppigsten Sitze ein; von der Decke, die wie die Wände eingelegt war, hing an Ketten eine schön geformte silberne Lampe mit mehreren Flammen herab, deren Schein von unzähligen kleinen Spiegeln wiedergestrahlt wurde. Kostbares Hausgeräthe von ungewöhnlicher Form war da und dort zerstreut; ein Fächer von bunten Federn und eine mit Perlmutter eingelegte Zither lag auf dem Divan. Ich hatte Platz genommen und gab mich meinen Träumereien hin. In einem Seitencabinete hörte ich plötzlich ein hohles Murmeln; nun wurde es von einem klaren Laute unterbrochen. Wann wird dieses Brausen aufhören? Es war mir, als ob es eine Ewigkeit wäre. Endlich wird es wieder still in dem Cabinete.

(Fortsetzung folgt.)

Rotterdam.

Rotterdam gewährt einen prachtvollen Anblick, wenn man sich der mächtigen Stadt mit dem Dampfboote, das vom Rhein in die Maas steuert, bei schöner Sonnenbeleuchtung nähert. In einem endlosen Halbkreise breitet sich die Wiege des großen Erasmus am Ufer des der Ebbe und Fluth unterworfenen Stromes vor uns aus, am obern Ende von der Plantage und den herrlichen Gebäuden der Admiralität und der Marine begrenzt, von den Boompjes (Bäumchen), einer hübschen Lindenallee, umsäumt und weit überragt von dem alten, stumpfen Thurne der Laurentiuskirche und dem hübschen gothischen Thurne der neuen Kirche. Rotterdam ist das Bild des Handels; die Stadt ist wie für den mercantilen Betrieb geschaffen. Die breiten Canäle, in denen die Dreimaster, die kühnen Ostindienfahrer, bis in die Mitte der Stadt gelangen, die freundlichen, wenn auch nicht ganz reinlichen Straßen, voll von Matrosen, die die Sprachen beider Welten sprechen, das Fortschaffen der Waaren, die ankommenden und abfahrenden Dilligencen, ein Schiff, das den Lajo befahren, ein anderes, das aus Japan kommt, seltsame Gegenstände an den Fenstern, Alles das erzählt in Bildern und Zungen, daß die Welt mit tausend Polyphenarmen im Handel sich kreuzt und Nationen verbindet und einigt. Rotterdam ist unstreitig bedeutender als Amsterdam, wenn auch kleiner und weniger bevölkert. Unter den Boompjes, an den Quais und in den Straßen ist freilich solch schreiendes Gewühl, daß man die Stadt für weit bevölkerter halten sollte. Namentlich drängt sich das Leben an den zahllosen Zugbrücken, welche über die Canäle führen. Im Hasen laufen gegen 1500 Schiffe jährlich ein. Deshalb ist ein Spaziergang am Werste und im Hasen un-

gleich lohnender, als durch die Stadt, in der sich die Häuser so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. So klein der Ausschnitt ist, den wir von der Stadt geben, so anschaulich ist das Bild des Innern, das es uns bietet. Unter den Merkwürdigkeiten zieht vor Allem das Denkmal des berühmten Erasmus, das auf einer Brücke, nämlich dem großen Markte, den eine solche bildet, errichtet ist, die Blicke auf sich. Obgleich das Piedestal etwas nieder, macht doch das Denkmal einen nicht ungünstigen Eindruck. Der kluge Kopf steht milde in die Welt hinein, und man lächelt gerne über den Volkswitz, daß Erasmus, so oft er die

Mitternachtsstunde auf der Laurentiuskirche ertönen hören, ein Blatt des Quartanten umschlage, den er in der Hand hält. Die Laurentiuskirche, die man auf unserem Bilde erblickt, ist aus Ziegelsteinen erbaut und gehört der letzten Zeit des gothischen Stils an. Interessant darin sind die Gräbmäler mehrerer holländischer Seefahrten, sowie die große Orgel. Der 288 Fuß hohe Thurm, aus drei abnehmenden, hohen und breiten Stockwerken bestehend, ist in die Vorderseite eingebaut. Eine früher darauf befindliche hölzerne Spitze ist durch ein flaches Dach ersetzt. Die Aussicht von oben gibt einen guten Begriff von dem Cha-



Strasse von Rotterdam mit der Laurentiuskirche.

rakter des Landes. — Die Börse, inwendig ein geräumiger Hof mit Säulengängen, zeigt von außen die einfachste Form: drei höhere Pavillons, durch zwei niedrigere Mitteltheile verbunden. Ganz in natürlichen Stein gebaut, gibt sie den Eindruck kaufmännischer Sicherheit und nützlichen Luxus. Sie steht seit 1722. Zu den interessanten Gebäuden zählen noch das Gemeinlandhaus, das leider in einer Straße, nicht auf einem Platze steht; es birgt außer dem Versammlungsort der obersten Wasserbaubehörde das reiche Museum Boymans, eine Sammlung von gegen 400 fast ausschließlich holländischen Bildern. Ferner das

neue Stadthaus (Rathhaus), mit korinthischer Säulenhalle, der Justizpalast und vorzüglich das große Krankenhaus, das eine herrliche Einrichtung hat und Einheimischen wie Fremden offen steht.

Von großartigen Anschauungen bereichert, kehrt man Abends nach einem Spaziergang durch die Stadt zurück und steht sich von einem der Kaffeehäuser, behaglich seinen Advokaat (ein grogartiges Getränk) schlürpfend, nachdem das Pfeifen angezündet ist, das Treiben unter den Boompjes und auf den Booten, die durch die Maas rudern, an.

Die **Negateiros**, (Wiederverkäufer) sind Händler der Stadt Porto, welche im Großen einkaufen, um im Kleinen zu verkaufen; sie unternehmen große Wanderungen, um die Waaren billiger an Ort und Stelle zu bekommen, was ihnen bei ihrer Anfringlichkeit sehr leicht wird.

Avintes ist ein reizendes Dorf, dessen granitene Häuser sich an den Ufern des Douro erheben oder auf den Hügeln zerstreut sind, die hinter dem Flecken ansteigen. Auf diesen Anhöhen ist die Straße angelegt, welche von Porto nach den Grenzen von Spanien führt. Die Bewohner von Avintes sind wegen ihrer industriösen Thätigkeit und ihrer Geschicklichkeit in Agriculturarbeiten bekannt. Die Kunst des Brodbackens wird hier seit undenklichen Zeiten gepflegt, und ihre Früchte sind auf den

Märkten von Porto berühmt. Diese interessante Bevölkerung, die bei den Feinschmeckern wegen ihrer Waaren sehr in Ansehen steht, genießt und verdient andererseits die Vorliebe der Künstler wegen der malerischen Tracht; sie kleiden sich in Stoffe, welche aus portugiesischen Fabriken kommen, und die Frauen schützen sich gegen die heiße Sonne, die ihre Früchte reift, durch einen großen Filzhut mit schwarzen Quasten, der an gewisse Kopfbedeckungen des 15. Jahrhunderts erinnert. Die Negateiros hüten sich wohl, diese ehrbaren Dorfbewohner in das Herz der Stadt kommen zu lassen: jeden Morgen finden sie sie an der Brücke von Porto, der Ribeirinha. Das Leben und Treiben auf diesem Marke ist höchst interessant; der Maler Schenk, der sich in Portugal niedergelassen, hat eine Scene daraus mit vielem Talente aufgegriffen und läßt uns bedauern, daß unsere Künstler nicht häufiger nach



Die Negateiros von Avintes in Portugal.

jenen Gegenden ihre Schritte wenden, wo sich das Volksleben vielleicht ursprünglicher erhalten, als in Italien, dem viel ausgebeuteten.

Meister Zacharius,
oder
der Uhrmacher, der seine Seele verloren.

Geneser Sage.

Eine Winternacht.

Genf liegt am westlichen Ende des Lemanses; die Rhone durchläuft die Stadt beim Austritt aus demselben,

theilt sie in zwei verschiedene Quartiere, und bildet in der Mitte der Stadt eine Insel. Zur Zeit, als man noch nicht jene hübschen und eleganten Neubauten auf der Insel sich erheben sah, die wie eine holländische Galiote in der Mitte des Flusses ankert, bot sich dem Blicke ein buntes Durcheinander von Häusern, die sich an einander anklammerten. Der geringe Umfang der Insel hatte einige derselben genöthigt, sich auf Grundpfählen anzusetzeln, welche in den Wassern der Rhone festgerammt worden waren.

Eine dieser gleichsam in die Luft hinausgebauten Wohnungen fiel durch ihren alterthümlichen Charakter besonders auf: es war das Haus des alten Uhrmachers Zacharius, der mit seiner Tochter Gerande, Aubert Lun, seinem Lehrling, und seiner alten Dienerin Scholastica zusammen wohnte.

Es war ein seltsamer Mann, dieser Zacharius. Sein

Alter schien nicht mehr zu entziffern: selbst die ältesten Männer von Genf hätten nicht sagen können, seit wann sein magerer und spitziger Kopf auf den Schultern wackelte, noch den Tag bestimmen können, an dem man ihn zum ersten Male durch die Straßen der Stadt gehen sehen. Dieser Mann lebte nicht, er oscillirte nur, wie der Pendel einer Uhr; sein trockenes und leichenartiges Gesicht hatte wie die Bilder von Leonardo da Vinci nachgedunkelt. Seine Tochter Gerande bewohnte das schönste Zimmer im Hause, von wo ihr Blick nach den schneeigen Spitzen des Jura schweifen konnte; aber das Schlafzimmer und die Werkstätte des Alten bestanden in einer Art Keller, dessen Boden auf den Pfählen ruhte. Seit undenklicher Zeit hatte Meister Zacharius diese Gemächer nur zur Stunde des Mittagessens und um die Uhren der Stadt zu richten, verlassen. Den übrigen Theil des Tages brachte er an einem mit den Werkzeugen der Uhrmacherkunst bedeckten Arbeitstische zu. Jene Werkzeuge hatte er zum größten Theile alle selbst erfunden. Denn er war ein ausnehmend geschickter Mann, dessen Werke in Frankreich und Deutschland in Ansehen standen; die besten Arbeiter von Genf anerkannten seine Ueberlegenheit; und welche Ehre für diese Uhrmacherstadt, daß sie auf ihn deuten und sagen konnte: „Ihm gebührt der Ruhm, die ‚Hemmung‘ erfunden zu haben!“ Von dieser Erfindung datirt erst die ächte Uhrmacherkunst. Wenn er lang und angestrengt bis zum Abend gearbeitet, legte Zacharius sorgfältig seine Werkzeuge wieder an Ort und Stelle, bedeckte mit leichten Gläsern die feinen Stücke, welche er eben reparirt, und ließ sein thätiges Rad ausruhen.

Eines Winterabends setzte die gute Scholastica das Nachtessen auf, an welchem sie nach altem Brauch mit dem jungen Arbeiter Theil nahm. Obgleich die sorgfältig bereiteten Speisen in einer schönen blauen und weißen Schüssel dargeboten wurden, aß Meister Zacharius doch nichts; er antwortete kaum auf die zarte Anrede Gerande's, welche die düstere Schweigsamkeit des Vaters sehr zu beschäftigen schien; auch das Gepoluder Scholastica's ließ sein Ohr unberührt. Nach diesem stillen Mahle verließ der alte Uhrmacher den Tisch, ohne seine Tochter zu umarmen oder den Mitspeisenden den gewöhnlichen guten Abend zu sagen. Die Treppe seufzte unter seinen schweren Tritten. Gerande, Aubert und Scholastica sahen sich schweigend an. Es war ein trübes Wetter draußen, die Wolken zogen sich langsam an den Alpen hin und drohten sich in einem Regen zu entladen. „Wißt Ihr wohl, mein liebes Fräulein,“ sagte Scholastica, „daß unser Herr wie mit Niegeln verschlossen ist; ich begreife, daß er keinen Hunger hat; seine Worte sind ihm im Munde geblieben, und der Teufel wäre geschickt, der ihm eines herauszöge.“ — „Mein Vater hat einen geheimen Kummer, den ich nicht mal zu ahnen vermag,“ sagte Gerande traurig. — „Ihr kennt doch die seltsame Weise des alten Mannes, das hat er morgen vergessen,“ versetzte Aubert, der einzige Arbeiter, den Zacharius je bei seinen Arbeiten zugelassen, denn er schätzte seine Klugheit, Verschwiegenheit und große Herzengüte. Der tüchtige junge Mann hatte sein Auge auf die schöne Tochter des Meisters geworfen. Diese war ein frommes Mädchen, das fleißig in den silberbeschlagenen Gebetbüchern las, aber dabei der Welt doch nicht ganz fremd blieb. So hatte sie auch bald die Neigung des Jünglings erkannt. — „Sollte man nicht einen Arzt für meinen Vater holen?“ — „Da kann kein Arzt helfen,“ sagte Aubert; „den guten Mann drückt eine schwere Last.

Seit mehreren Tagen geht etwas Unbegreifliches vor sich; die Uhren, die Guer Vater gemacht und verkauft, bleiben plötzlich stehen. Man hat ihm eine große Anzahl zurück gebracht; er legte sie sorgfältig aus einander; Alles war im besten Zustande; er setzte sie wieder ebenso sorgfältig zusammen; aber trotz seiner Geschicklichkeit sind sie unbeweglich geblieben. Ich half meinem Meister nach dem Grunde suchen; aber vergeblich: wir ließen verzweifelt die Werkzeuge fallen.“ — „Wenn Menschen nicht helfen können, so kann nur Gott helfen; darum wollen wir niederknien und zu ihm beten.“ Scholastica zündete das Licht vor dem Wachs-bilde an und alle Drei senkten die Kniee zu inbrünstigem Gebet. — Aubert ging, nachdem er sich dadurch gestärkt, auf sein Zimmer; Gerande setzte sich nachdenklich an ihr Fenster, während die letzten Lichter in der Stadt erloschen, und Scholastica legte sich, nachdem sie die Kohlen im Kamine mit Wasser ausgelöscht, zu Bette.

Lange saß Gerande so da; der Wind heulte unheimlich, der Regen peitschte die Fenster und nur mit Mühe hielt sie dieselben offen. Plötzlich gewahrte sie unter sich den Widerschein eines Lichtes, das aus dem Zimmer des Meister Zacharius kommen mußte, und in einem Augenblick, in dem die Elemente zur Ruhe zu gelangen schienen, glaubte sie schwere Seufzer zu hören. Gerande öffnete rasch die Thüre, die ihr vom Sturm aus den Händen gerissen wurde, trat in den Speisesaal und kam auf die Treppe, welche nach dem Atelier des Meister Zacharius führte; halbtodt vor Angst schwankte sie hinab. Der alte Uhrmacher stand aufrecht inmitten des Zimmers; seine Haare gaben ihm ein unheimliches Aussehen; er sprach, er gesticulirte, ohne zu sehen und zu hören. Gerande blieb zu Eis erstarrt auf der Schwelle stehen. — „Das ist mein Tod!“ rief Meister Zacharius. „Was bleibt mir noch zu leben, nachdem ich mein Dasein vergeudet; denn ich bin die Seele aller dieser Uhren; in jedes dieser silbernen und goldenen Gehäuse habe ich einen Theil meines Ich eingeschlossen. So oft eine dieser verwünschten Uhren stehen bleibt, hört auch mein Herz auf zu schlagen.“ Während er so sprach, warf der Alte seinen Blick auf den Arbeitstisch, auf welchem Uhrentheile aller Art lagen. Zacharius nahm eine der Uhren und zog an der Spiralfeder, die jedoch wie eine zusammengerollte Schlange fest sitzen blieb. Vergebens suchte er sie mit feinen magern Fingern aufzulösen, bis er sie zuletzt ärgerlich in die Wellen der Rhone warf. Gerande, welche alle dem aufmerksam zugesehen, hörte plötzlich eine Stimme hinter sich sagen: „Gerande, meine arme Gerande, gehe in Dein Zimmer, die Nacht ist kalt. Ich bin Dir in Deinem Schmerz hierher gefolgt.“ Auf den Arm des Arbeiters gestützt, sagte das junge Mädchen: „Mein Vater ist sehr krank, Aubert; Du allein kannst ihn heilen. Arbeite mit ihm an der Reparatur dieser Uhren und Du wirst ihn wieder zur Vernunft bringen. Sein Leben hat Einfluß auf die Bewegung seiner Uhren.“ Aubert antwortete nicht. „Sollte Gott dies Handwerk vielleicht mit seinem Fluche belegt haben?“ fragte Gerande schauernd. — „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Arbeiter, indem er die eiskalten Hände des jungen Mädchens mit den seinen wärmte. „Rehre jedoch nunmehr in Dein Zimmer zurück und laß den Engel der Träume einigen Trost auf Dein Herz ausgießen.“ Gerande ging langsam nach ihrem Zimmer zurück, während Zacharius mit stierem Blicke nach dem Flusse sah, der zu seinen Füßen dahinströmte.

II. Die Thorheiten der Wissenschaft.

Die Strenge des genfer Kaufmanns in Geschäftsangelegenheiten ist sprichwörtlich geworden: er ist von einer unerschütterlichen Rechtlichkeit und ungewöhnlichen Geradheit. Welchen Schmerz mußte es daher dem alten Manne bereiten, wenn er seine Uhren bewegungslos zurückkommen sah. Seine Geschicklichkeit und seine großartigen Erfindungen hatten ihn in den Verdacht der Zauberei gebracht, der durch das unerwartete Ereigniß nur noch bestärkt wurde. Gerande zitterte oft für ihren Vater, wenn sich boshafte Blicke auf ihn hefteten. Am Tage nach dieser Nacht voll Angst schien sich Zacharius wieder mit einigem Muthe an die Arbeit zu begeben. Aubert trat kurz darauf ein und wurde freundlich willkommen geheißen. Sie plauderten in ungezwungenem Tone über ihre Kunst, und Zacharius entfaltete darin den gerechten Stolz des Mannes, der alles durch sich geworden. Der greise Meister hatte einst die Hemmung erfunden, die ihm gestattete, eine mathematische Regelmäßigkeit zu erzielen, indem er die Bewegung einer beharrlichen Kraft unterwarf. Diese Erfindung hatte aber dem alten Uhrmacher den Kopf verdreht: der Stolz war in sein Herz gestiegen, wie das Quecksilber im Thermometer; er glaubte das Geheimniß der Verbindung der Seele mit dem Körper entdeckt zu haben. „Seinen Geschöpfen habe ich die Auseinanderfolge der Räder meiner Uhren nachgebildet,“ sagte Zacharius am Schluß des Gesprächs. — „Meister,“ antwortete Aubert lebhaft, „Ihr vergleicht eine Maschine von Kupfer und Stahl mit dem Hauke Gottes, der Seele, die den Körper belebt. Können unsichtbare Räder existiren, welche unsre Beine und Arme bewegen? Welche Stücke wären so gut, daß sie die Gedanken in uns erzeugen könnten?“ — „Davon ist nicht die Rede,“ antwortete der Meister mit der Halsstarrigkeit des Blinden, der nach dem Abgrunde zuwandert. „Als ich die Unregelmäßigkeit des Ganges einer Uhr sah, begriff ich, daß die Bewegung in ihrem Innern nicht zureichte; man mußte sie der Regelmäßigkeit einer andern unabhängigen Kraft unterwerfen; ich glaubte, die „Unruhe“, deren Schwingungen regelmäßig und von gleicher Dauer sind, müßten mir diesen Dienst erweisen; aber diese Oscillationen verminderten sich und hörten zuletzt ganz auf. Man mußte ihr die verlorne Kraft wieder geben durch die Bewegung der Uhr selbst, die sie zu reguliren hatte.“ Aubert machte ein Zeichen des Einverständnisses. „Nun,“ fuhr der alte Uhrmacher fort, „wirf einen Blick durch die undurchsichtige Hülle des Daseins. Begreifst Du nicht, daß zwei verschiedene Kräfte in uns wirken? die der Seele und die des Körpers, daß heißt eine Bewegung und ein Regulator? Die Seele ist das Princip des Lebens, das ist also die Bewegung. Ohne den Körper wäre diese Bewegung jedoch ungleich, unregelmäßig und unmöglich; so regulirt also der Körper die Seele; wie die Unruhe, ist er regelmäßigen Oscillationen unterworfen, und es ist entschieden richtig, daß man sich übel befindet, wenn Trinken, Essen, Schlafen, kurz die Thätigkeiten des Körpers nicht geregelt sind. Wie in meinen Uhren, gibt die Seele den Körpern die durch ihre Oscillationen verlorne Kraft wieder. Die innige Vereinigung von Körper und Seele ist deshalb nichts als eine herrliche Hemmung, durch welche die Räder in einander greifen.“ Meister Zacharius leuchtete vor Begeisterung, als er so sprach. Aber seine Tochter Gerande, welche auf der Schwelle stand, hatte Alles gehört; sie stürzte sich in die Arme ihres Vaters, der sie

convulsivisch an sein Herz drückte. Plötzlich aber stieß er einen Schrei aus und sank in seinen alten Stuhl zurück. „Mein Vater, was hast Du?“ — „Zu Hilfe, Scholastica!“ rief Aubert. Als sie in das Zimmer trat, hatte der Alte seine Fassung wieder gewonnen und sagte: „Ich hörte den Thürhammer und ahnte, daß Du mir wieder eine von den Uhren bringen würdest.“ — „Jesus, das ist ja wirklich der Fall!“ rief Scholastica. — „Ach, mein Herz täuscht sich nicht,“ sagte der Alte mit tiefem Schmerz. Aubert zog die Uhr auf, aber sie ging nicht mehr.

III. Ein seltsamer Besuch.

Das Leben im Hause des Meister Zacharius wurde mit jedem Tage trauriger. Gerande wäre verzweifelt, wenn Aubert sie nicht hie und da durch seine heitern Plaudereien und seinen Lebensmuth gestärkt und gehoben. Der Meister verbrachte seine Tage in noch größerer Zurückgezogenheit, als früher: er lebte ganz nur seinen mysteriösen Ideen. Die Neugier mit den Uhren machte einen großen Humor unter den Meistern der Stadt. Man wollte Auskunft über das Wie und Warum von dem alten Uhrmacher. Zacharius aber wurde krank, und es gelang seiner Tochter, ihn den unaufhörlichen Besuchen zu entziehen, welche sich in Vorwürfen und Beschuldigungen ausliefen. Arzneyen und Aerzte hatten keinen Einfluß auf die Krankheit des Alten. Sein Herz schien bisweilen aufzuhören zu schlagen. Die Meister der Uhrmacherkunst benützten diese Zeit, um ihm den Rang abzugewinnen zu suchen; aber es gelang ihnen nur schwach, wenn sie auch gleich jetzt mehr Uhren verkauften, als sonst, da Jedermann noch von Meister Zacharius' vortrefflichen Werken wollte.

Die Gesundheit des Alten besserte sich indeß wieder unter der sorgfältigen Pflege der beiden jungen Leute, aber die Uhren wollten sich nicht bewegen, soviel auch der junge Gehilse arbeitete. Manchmal nahm er wirklich den Kopf zwischen beide Hände, da er ein Narr zu werden fürchtete, wie sein Meister. Gerande führte indeß ihren Vater auf die schönsten Promenaden der Stadt und ließ seinen Blick auf dem reizenden See und den hohen Firnen des Gebirges ausruhen. Immer suchte sie um ihn zu sein, da nichts für ihn so gefährlich war, als die Einsamkeit. Zacharius vergaß über seinem Schmerze doch des kleinen Lieblings nicht; er ahnte ihres Herzens Wünsche und hatte auch wirklich nichts gegen die Vereinigung der jungen Leute einzuwenden. Ganz Genf sprach von der nahe bevorstehenden Hochzeit, denn die alte Scholastica konnte es nicht bei sich behalten, daß der Alte gut zur Sache sehe. Aber es war seltsam, so oft man davon sprach, hörte man ein wunderliches Räuspern und eine Stimme, welche sagte: „Gerande wird Aubert nicht heirathen.“ Wenn die Sprechenden sich umwandten, standen sie einem kleinen alten Manne gegenüber, den sie nicht kannten. Niemand vermochte sein Alter anzugeben. Er war nicht größer als drei Fuß. Seine ganze Gestalt glich einer Uhr und seine Bewegungen glichen den Oscillationen eines Pendels. Es war erst kurze Zeit, daß er in der Stadt sich umtrieb; jeden Tag, wenn die Sonne im Meridian stand, hielt er vor der Cathedrale von St. Peter stille und ging wieder weiter, sobald die zwölf Schläge verklungen. Man beobachtete überdies, daß er den alten Meister und seine Tochter auf ihren Promenaden nicht aus dem Auge ließ.

Eines Tages bemerkte Gerande, wie er sie lachend ansah; sie drückte sich erschrocken an ihren Vater. „Was hast Du, meine Tochter? Du siehst so verändert aus. Du

wirft krank werden. Vielleicht macht es mich gesund, wenn ich Dich pflege.“ — „O Vater, dieser Mensch, der uns beständig folgt,“ antwortete sie mit leiser Stimme. Meister Zacharius drehte sich um. „Wahrhaftig, er geht gut,“ sagte er mit zufriedener Miene; „es ist gerade vier Uhr. Fürchte nichts, meine Tochter, es ist kein Mensch, es ist eine Uhr.“ Gerade sah ihren Vater erschrocken an. „Apropos,“ fuhr der alte Uhrmacher fort, ohne sich weiter mit dem Zwischenfall zu beschäftigen, „ich sehe Aubert seit einigen Tagen nicht mehr.“ — „Er hat uns noch keinen Augenblick verlassen. Er arbeitet.“ — „Ah! um die Uhren zu repariren. Das wird ihm jedoch nicht gelingen, denn das hieße sie wiederaufwecken.“ Der Alte schwieg, bis sie an die Hausthüre kamen; zum ersten Male stieg er

wieder in sein Atelier hinab. In dem Augenblicke, als er eintrat, begann eine der zahlreichen Uhren an der Wand fünf zu schlagen; sonst machte dies Zusammenschlagen aller Uhren das Herz des Alten vor Freude erzittern, heute schlug eine nach der andern, so daß ihre Glocken eine ganze Viertelstunde forttönten. Meister Zacharius litt unaussprechlich. Als der letzte Schlag verklang, trat der fremde kleine Alte in das Atelier und betrachtete ihn mit festem Blicke. „Wer seid Ihr?“ fragte der Uhrmacher. — „Ein Colloge von Euch, nichts mehr. Ich regulire die Sonne.“ — „Nun, da brauch' ich Euch kein Compliment zu machen, die Sonne geht schlecht.“ — „Das ist wahr; meine Sonne bezeichnet nicht immer Mittag zur selben Stunde; bald wird man jedoch einsehen, daß dies von der Bewegung der



Erde kömmt, und eine mittlere Zeit finden, die diese Differenzen ausgleicht.“ — „Werde ich das erleben?“ — „Allerdings, und darum bin ich hier. Man spricht in ganz Genf davon, daß Eure Uhren eine Arznei brauchen. Müssen diese Uhren, die einen so berühmten Namen tragen, sich nicht Eurer Müßiggang schämen, sich über Eure Ohnmacht beklagen? Sie werden mit Euch sterben, weil Ihr ihnen die Elasticität nicht wieder zu geben vermögt.“ — „Nein, ich kann nicht sterben, denn ich habe die Zeit geregelt und die Zeit müßte deshalb mit mir sterben.“ — „Nein, ich kann so wenig sterben, als der Schöpfer der Welt, die er meinen Gesetzen unterworfen; ich bin seines Gleichen geworden.“ Meister Zacharius hat die Zeit geschaffen, wie Gott die Ewigkeit geschaffen.“ — „Gut gesprochen, und Euer Diener wird Euch das Mittel liefern,

die rebellischen Uhren zu bändigen.“ — „Und welches wäre das?“ — „Ihr sollt es am selben Tage wissen, an dem Ihr mir Eure Tochter gebt.“ — „Das Herz meines Kindes ist nicht mehr frei,“ antwortete der Meister, traurig. — „Nah, es ist nicht einmal die Schönste Eurer Uhren; und doch wird auch sie zuletzt stehen bleiben.“ — „Meine Tochter, nein, nein.“ — „Nun gut, Meister Zacharius, arbeitet so viel Ihr wollt, bereitet Alles zur Hochzeit Eures Kindes, segnet Euren Schwiegersohn und seine Braut — es wird doch alles vergeblich sein.“ Der Alte lachte und ging, aber nicht so schnell, daß Meister Zacharius nicht noch sechs Uhr in seiner Brust hätte schlagen hören.

(Schluß folgt.)